

Dr. Dominik M. Orieschnig

**DAS ORTHODOXENGESETZ 1967:
„KULTURHISTORISCHE TAT“ UND BOTSCHAFT
EINES ÖSTERREICHISCHEN BUNDESGESETZES**

**Festvortrag anlässlich des Festaktes
„50 Jahre Orthodoxengesetz in Österreich“**

Metropolis von Austria, 27. Februar 2018

Eure Allheiligkeit, Panhagiótate!

Eure Heiligkeit, Makariótate!

Eure Eminenz, Sevasmiótate!

Hochwürdigster Herr Kardinal!

Hochwürdigster Herr Apostolischer Nuntius!

Eminenzen, Exzellenzen, hohe Geistlichkeit!

Sehr geehrte Mitglieder des Diplomatischen Korps

in der Republik Österreich!

Geschätzte Vertreter des Österreichischen Nationalrats, Frau Präsidentin,
sowie des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens

in unserem Land!

Hohe Festgemeinde!

Ich bin dankbar, in einer Kirche zu Ihnen sprechen zu dürfen. Kirchenräume sind Ausdruck eines Maßstabs. Das Wort „Maßstab“ hieß in den Sprachen, die an der Wiege Europas gesprochen wurden, „canon“ oder „codex, was auch soviel bedeutet wie Richtschnur oder Gesetz. Und ein Gesetz ist es ja schließlich, das wir heute feiern.

Wenn wir uns umsehen, werden wir feststellen, dass die Darstellungen und Symbole, die uns hier in diesem Raum umgeben, allesamt aufeinander bezogen sind. Sie referieren im Wesentlichen die allgemein anerkannten und kodifizierten Inhalte der Heiligen Schrift. Wir befinden uns also - metaphorisch gesprochen - in einem aus Marmor, Holz, Farbe und Licht

gebauten Gesetzbuch. Es ist ein edler Rahmen, um ein vom Hohen Haus auf der anderen Seite der Ringstraße kommendes Bundesgesetz zu feiern.

Wenn wir aber noch bedenken, dass diese Kathedrale zur Heiligen Dreifaltigkeit vom dänischen Architekten Theophil Hansen entworfen wurde, dass derselbe Architekt später auch das Parlamentsgebäude am Ring errichtete, und dass dieser Mann in allen seinen Wiener Bauten das griechische Erbe Österreichs und Europas thematisierte, dann tauchen wir ein in ein tieferes Verstehen unseres heutigen Geburtstagskindes.

Das „Bundesgesetz vom 23. Juni 1967 über äußere Rechtsverhältnisse der griechisch-orientalischen Kirche in Österreich“ ist mit seinen bis dato 14 Paragraphen in 5 Abschnitten ein relativ kurzer Rechtstext, doch seine kulturelle Hintergrundstrahlung ist unermesslich. Man wird diese Strahlung nur wahrnehmen, wenn man sich die Menschen und Mächte vergangener Zeiten in Erinnerung ruft, wenn man, wie ein früherer österreichischer Bundeskanzler es einmal einem Journalisten nahelegte, Geschichte gelernt, und noch besser: aus ihr gelernt hat. Und man wird sie nur wahrnehmen, wenn man die Umrisse und das Verständnis Österreichs gedanklich erweitert hinein in geographische und geschichtliche Zonen, die zurückreichen bis nach Byzanz, ins gesamte Donaubecken und bis an die Wurzel Europas, nach Kreta.

Dass bereits im Titel des Orthodoxengesetzes der Begriff „griechisch-orientalisch“ vorkommt, zeigt, dass seine Geschichte untrennbar mit der Geschichte der Griechen von Wien verbunden ist. Dadurch ist sie aufs Engste verknüpft mit der politischen Geschichte der Donaumonarchie gegenüber den Orthodoxen, ja bereits mit Ereignissen in der Zeit der Babenberger Herrscherdynastie. Man kann nicht tiefgehend über das Orthodoxengesetz sprechen, ohne dabei über Österreich zu sprechen.

ÖSTERREICH UND DIE GRIECHEN

Die Frage, wann wir zum ersten Mal auf österreichischem Boden Griechen finden, ist nicht eindeutig zu beantworten. Griechischer kultureller und wirtschaftlicher Einfluss ist ab dem 9. Jahrhundert feststellbar, als die beiden „Slawenapostel“ Kyrill und Methodios den mittleren Donaauraum missionierten. Beide waren Griechen: in Saloniki geboren, in Byzanz zu Trägern echter byzantinischer Kulturauffassung geworden, standen beide Persönlichkeiten jedoch nicht für einen Gegensatz zwischen Ost-Rom und West-Rom, sondern erwiesen sich als kulturelle Brücke. Saloniki bzw. Thessaloniki war zwar ab dem 4. Jahrhundert politisch gesehen ein Teil Ost-Roms, blieb aber kirchlich lange Zeit dem Westen unterstellt. Es war als Handelsstadt europäisch orientiert und niemals eine rein griechische Stadt. Seine Handelssprache, die sogenannte „Glagolitza“, war ein slawisches Idiom, das im ganzen Donaauraum verständlich war und das Kyrill und Methodios bei ihrer Missionstätigkeit benützten. Wenn daher der römische Papst Johannes Paul II. die beiden Slawenapostel, wie sie später genannt werden, neben Benedikt von Nursia im Jahre 1980 zu weiteren Patronen Europas proklamiert hat, dann tat er dies in überaus profunder Geschichtskennntnis.

Es bestehen Hinweise, dass griechische Kaufleute schon vor dem ersten Kreuzzug (1096-1099) in Wien tätig waren. Sicher ist, dass der Babenberger Heinrich Jasomirgott, der am zweiten Kreuzzug (1147-1149) teilnahm, die griechische Prinzessin Theodora 1148 mit großem Pomp nach byzantinischem Ritus in der Hagia Sophia geheiratet hat. Und das, obwohl sich weniger als 100 Jahre zuvor (1054) die römisch-byzantinische Kirchenspaltung ereignet hatte. Man könnte fast meinen, die Österreicher seien die eigentlichen Erfinder der Ökumene. Jedenfalls wurde durch diese Ehe die Position und das Ansehen Österreichs in besonderem Maße

gehoben, und Wien wurde damit auch politisch für die Griechen von Byzanz interessant. Der kulturelle Einfluss Prinzessin Theodoras machte den Wiener Hof zu einem Juwel österreichisch-griechischen Glanzes, der sich etwa durch eine Blüte des Minnegesangs auszeichnete. Das sogenannte große kirchliche Schisma war offensichtlich noch nicht voll zur Wirkung gelangt - und so konnten Herzog Heinrich Jasomirgott und seine Frau sogar gemeinsame Stifter des Wiener Schottenklosters werden. Beide sind in ihrer Stiftung beigesetzt, und wenn die Mönche des Klosters ihrer Stifter gedenken, sind seit jeher beide in die Gebete eingeschlossen. Es gibt offensichtlich wirklich eine Ökumene lange vor der Ökumene.

Die moderne Geschichte der Orthodoxen in Österreich beginnt mit dem Sieg über die Osmanen vor den Toren Wiens (1683). In der Folge führte eine Proklamation des Kaisers Leopold I. an die christliche Bevölkerung des Balkans (1690/91) zum Übertritt von ca. 100.000 Personen überwiegend serbischer Nationalität auf das habsburgische Herrschaftsgebiet. Wenig später öffnete der Friede von Passarowitz (1718) insbesondere den griechisch-orthodoxen Reichsuntertanen den Weg in den Donaauraum und damit nach Wien. Hier war es ihr Bestreben, durch kaiserliche Privilegien ihre Selbständigkeit weiter auszubauen. Damit beginnt die eigentliche Geschichte der beiden Wiener Griechengemeinden zum Heiligen Georg und zur Heiligen Dreifaltigkeit, eine Geschichte auch der Geschicklichkeit der orthodoxen Griechen, die aus dem Handel vor allem mit der Levante größten Nutzen zogen und nicht nur wirtschaftlich, sondern auch durch ihr ausgeprägtes Mäzenatentum in der Donaumonarchie gewaltige Leistungen erbrachten. Leistungen, für die viele von ihnen in den Adelsstand erhoben wurden und von denen Österreich noch heute zehrt.

GESICHTER EINES GESETZES

Als das Orthodoxengesetz 1967 entstand, war Österreich eine junge Republik in zweiter Auflage. 1955 erst hatte der letzte Besatzungssoldat das Land verlassen. Zurückgeblieben war eine Nachkriegsgesellschaft, die die Traumata des Krieges und die innere Zerrissenheit zwischen Opferrolle und Täterrolle in der Zeit des Nationalsozialismus unter den Mühen des Wiederaufbaus psychologisch auf Eis gelegt hatte. Wenn der Krieg etwas Positives bewirkt hatte, dann nicht nur das Zusammenrücken der christlichen Kirchen, sondern auch der orthodoxen Griechen, die ja in der Diktion der Nazis als „Feinde des tausendjährigen Reiches“ gegolten hatten.

Es war eine herausragende Persönlichkeit, die in jenen Jahren zur treibenden Kraft wurde: Chrysostomos Tsiter. Geboren in Anatolien, besuchte er die Mittelschule in Konstantinopel und Smyrna und erwarb das theologische Doktorat in Athen, wo er anschließend bis 1936 Mittelschulprofessor war - exakt jenes Jahr, in dem ihn die hier ansässige Kirchengemeinde zur Heiligen Dreifaltigkeit zum Pfarrer wählte. Trotz seines intensiven Engagements als Seelsorger fand Chrysostomos Tsiter nebenbei noch die Zeit, 1939 das philosophische Doktorat an der Wiener Universität zu erwerben und dort auch noch zwei Jahrzehnte lang Lektor für neugriechische Sprache zu sein. Während der Nazizeit trug er entscheidend dazu bei, dass die beiden Griechengemeinden über politische und polizeiliche Bedrohungen durch die SS hinwegkamen - ein Engagement, das ihn auch wiederholt in persönliche Gefahr brachte. 1955 schließlich, im Jahr der Unterzeichnung des Staatsvertrages (15. Mai) und des Beschlusses des Verfassungsgesetzes über die immerwährende Neutralität Österreichs (26. Oktober), wurde DDr. Chrysostomos Tsiter zum Bischof ernannt (6. November). Für die Republik Österreich war das zunächst eine rein innerkirchliche Angelegenheit.

Nach dem Krieg waren aber auch alte Fragen innerkirchlicher orthodoxer Jurisdiktion aufgebrochen. Es waren vor allem die politischen Spannungen des Kalten Krieges, die nicht ohne Auswirkungen auf die in Österreich existierenden Diasporakirchen waren, deren Mutterkirchen in Abhängigkeit von kommunistischen Regimen standen. Das betraf damals vor allem die russische, die serbische und die rumänische orthodoxe Kirche. So hatte der österreichische Staat klarerweise ein Interesse an geordneten Abläufen, und diese rückten durch die entschlossenen Initiativen des damaligen Ökumenischen Patriarchen Athenagoras (1948-72) in Reichweite, wobei gerade die griechische Orthodoxie eben nicht im kommunistischen Herrschaftsbereich lag.

In ministeriellen Gesprächen mit dem Ökumenischen Patriarchat und Chrysostomos Tsiter, der 1963 zum ersten Metropoliten der neugegründeten Metropolis von Austria bestellt worden war, wurde zunächst versucht, eine staatskirchenrechtliche Verankerung der Metropolis vorzubereiten. Auf Seite des Staates war es Unterrichtsminister Dr. Heinrich Drimmel, ein Kirchenrechtler, der die erforderlichen Arbeiten an einem entsprechenden Gesetz vorantrieb. Aufgrund einer innerparteilichen Krise kam es jedoch zu einem Rücktritt der Bundesregierung unter Kanzler Alfons Gorbach. Was zunächst nach einem Rückschlag für die staatliche Anerkennung der Metropolis von Austria aussah, erwies sich im Nachhinein als Segen: Die eingetretene Verzögerung trug dazu bei, eine über die Griechengemeinden hinausgehende gesetzliche Regelung für alle Orthodoxen ins Auge zu fassen, deren Entwurf von Drimmels Nachfolger als Unterrichtsminister, Dr. Theodor Piffl-Percevic, erfolgreich abgeschlossen wurde. Am 23. Juni 1967 wurde das "Orthodoxengesetz" vom österreichischen Nationalrat beschlossen. Damit waren die Orthodoxen in der Zweiten Republik angekommen.

SALON AUSTRIA

Ich habe Metropolit Arsenios von Austria, unserem heutigen Gastgeber, einmal im Scherz geraten, hier an seinem Amtssitz einen „Salon Austria“ ins Leben zu rufen, eine Art elitäres Kaffeekränzchen für Denker und Dichter, die ihrer Berufung und ihrem Selbstverständnis nach Österreicher sind. Warum gerade ein „Salon Austria“? Weil man hier erfahren kann, wie reich und wie vielschichtig der Begriff „Österreich“ ist. Diese Erfahrung beginnt bei Dekor und Ausstattung. Im 1. Stock über uns befindet sich ein ebenfalls von Theophil Hansen entworfener Festsaal: nordischer Klassizismus mit griechischer, bei Studienjahren in Athen erworbener Prägung, beides vereint zu austriakischem Flair.

Im Festsaal befinden sich die Tresore mit den Privilegien Maria Theresias und Joseph II. für die beiden griechischen Gemeinden, Dekrete, in denen sich teils Prototypen von Regelungen befinden, die später im Orthodoxengesetz von 1967 ihr Fortleben haben sollten. An den Wänden die Gemälde der Habsburgerkaiser Joseph II. und Franz Joseph I., Rahmen an Rahmen mit Ikonen der Gottesmutter und orthodoxer Heiliger und mit den Portraits, Stiftungsurkunden und Namenslisten der großen Griechen des 19. und 20. Jahrhunderts, die Dumbas, die Sinas oder die Karajans, um nur drei Familiennamen zu nennen, die enorme Mittel in ihre Kirchengemeinden und in die österreichische Kultur und Gesellschaft fließen ließen.

Der Industrielle Nikolaus Dumba, ein bedeutender Kunstmäzen, war u.a. Vizepräsident der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Johann Strauß (Sohn) komponierte seinen Donauwalzer als ursprünglichen Chorwalzer für den Wiener Männergesangsverein und dessen Präsidenten Nikolaus Dumba. Die Uraufführung fand genau 100 Jahre vor dem Orthodoxengesetz, nämlich

1867 in Dumbas Palais statt. Die Familie Sina zählt zu den Stiftern der Wiener Technischen Universität. Baron Simon von Sina, einer der reichsten Unternehmer der k.k. Monarchie, war es, der Theophil Hansen nach Wien geholt hatte, um an der Ringstraße mitzubauen. Auf das Konto des Stararchitekten, der so etwas wie die Zaha Hadid des 19. Jahrhunderts war, gehen neben den bereits genannten Werken das Gebäude des Wiener Musikvereins, die Wiener Börse, das Palais Epstein und das Heeresgeschichtliche Museum im Arsenal. Und Theodor Ritter von Karajan, Gemeindemitglied hier an der Dreifaltigkeitskirche, war Germanist und Universitätsprofessor in Wien und wurde 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt. Der Dirigent Herbert von Karajan war sein Enkel.

Ein Rundgang durch die Metropolis von Austria, ihre Räume und ihre Archive scheinen den legendären Satz des österreichischen Schriftstellers Jörg Mauthe zu bestätigen. Ich zitiere: „Wien ist die legitime Erbin des untergegangenen Byzanz.“ Die Welt, in der sich Mauthe bewegte und der sein Interesse galt, war ja ein Österreich mit allen seinen verborgenen Strömungen und Qualitäten, ein phantastisches Land in einer bedeutenden Tradition, die weit in die Vergangenheit zurückreicht. Nicht nur Heinrich Jasomirgott, sondern auch die Babenberger Leopold VI. und Friedrich der Streitbare vermählten sich mit byzantinischen Prinzessinnen, in deren Gefolge orientalische und griechische Kultur, Brauchtum, Naturwissenschaft und auch Heilige der Ostkirche nach Wien kamen. Dieses Erbe hat die Zeiten überdauert und manifestiert sich in den Werken Otto Wagners und Gustav Klimts.

IN EIGENER SACHE

Ich selbst verdanke diesen Strömungen und Qualitäten meines Landes ein unvergessliches Erlebnis meiner Kindheit, das ich Ihnen anvertrauen möchte:

1982 betrat ich als 11-jähriger Wiener Sängerknabe gemeinsam mit meinen Kollegen zum ersten Mal den Goldenen Saal des Wiener Musikvereins. Darin sollte eine Schallplattenaufnahme von Giacomo Puccinis Oper TURANDOT mit Herbert von Karajan stattfinden. Was uns dort erwartete, war für mich prägend: Die goldenen Kariatyden, die auf ihren Köpfen die Galerie des Saales trugen, die Deckenmalerei, die Apollo mit den neun Musen zeigt, die einzigartige Akustik des Raumes, in der die Wiener Philharmoniker Puccinis Weltmusik zu einem gemalten Himmel emporschickten - das alles zusammen war damals für mich das WAHRE Bildnis des Paradieses (ich bin mir der Problematik bewusst, dies ausgerechnet in einer Kirche vor zwei Patriarchen, einem Kardinal und zwanzig Bischöfen zu bekennen). Es war jedenfalls die beeindruckende Gestalt des Herbert von Karajan, die uns Chorknaben daran erinnerte, dass auch dieses kindliche Paradies einen Torwächter hatte, der einlassen oder vertreiben konnte: Am ersten Tag hat Karajan uns sieben Stunden lang warten lassen, am zweiten Tag hat er uns nach einer kurzen Klangprobe rausgeworfen, weil er nicht zufrieden war, am dritten Tag erst fand die Aufnahme statt. Die endgültige Vertreibung aus dem Paradies erfolgte dann mit dem Stimmbruch.

Ich erzähle Ihnen diese Geschichte nicht nur wegen ihrer griechischen Anteile, sondern auch weil es die Wirkweise von Kultur enthüllt. Kultur wirkt in der Kontinuität der Verknüpfung. Sie wirkt, wenn Individuen ein Bewusstsein für die tragenden Zusammenhänge der sie umgebenden Welt entwickeln und später selbst - als sogenannte „Kulturmenschen“ - am Weltteppich weiter knüpfen. Als kindliches Mitglied einer jahrhundertealten österreichischen Kulturinstitution wurde ich, mit dem Staatswappen auf der Brust, früh in diesen Prozess des kulturellen Teppichknüpfens hineingeworfen, mit allen Härten und Opfern, die damit verbunden waren. Wahrscheinlich stehe ich aber genau deshalb heute hier, in diesem anderen

prachtvollen Raum Theophil Hansens, um Ihnen als Solist ein Stück Österreich vorzusingen.

Dort, wo die Kontinuität fehlt, wo in einer Generation kulturelles und geschichtliches Wissen verlorengeht oder drastisch in den Hintergrund tritt, dort entsteht die Lücke, durch die die Barbarei plötzlich vertikal in eine Gesellschaft einfallen kann. Die Novemberpogrome fanden zeitlich nach Mozarts „Zauberflöte“, nach Lessings „Nathan der Weise“ und nach Hegels „Phänomenologie des Geistes“ statt. Die Tatsache, dass der Vater Heinrich Himmlers Griechischprofessor an einem humanistischen Gymnasium gewesen ist, führt vor Augen, dass Humanismus und Wissenschaft, Kunst und Schönheit uns nicht vor der Barbarei kommender Generationen schützen.

Dennoch glaube ich an ein spezifisch österreichisches Element, das sich in langer europäischer Geschichte herangebildet hat und das Kontinuität schaffen und Katastrophen abwenden kann. Die positivsten Seiten dieses österreichischen Elements haben zu tun mit einem hochdifferenzierten Kulturgeist, weltbürgerlicher Gesinnung und dem Bau von Brücken zwischen Parteien. Kaiser Maximilian I., der selbe Mann, der 1498 die Hofsängerknaben, die späteren Wiener Sängerknaben, gegründet hat, hat immerhin auch die österreichische Tradition der Expansion durch Heirat begründet. Sie ermöglichte es einem kleinen Herrschergeschlecht aus der Schweiz, binnen weniger Jahrzehnte ein Weltreich aufzubauen, ohne auch nur ein einziges Mal das Schwert zu ziehen. Das alles hat irgendwie mit dem österreichischen Element zu tun. Es ist ein Element, das ich im Zuge meiner religionsrechtlichen Arbeit besonders deutlich in der hohen Amtsauffassung und im unbestechlichen Augenmaß der Mitarbeiter des österreichischen Kultusamts vorgefunden habe.

„KULTURHISTORISCHE TAT“

Die kulturhistorische Leistung der Republik Österreich, derer wir heute gedenken, bestand darin, mithilfe geschichts- und kulturbewusster Persönlichkeiten in einigen wenigen Paragraphen eine gesetzliche Regelung zu verfassen, die eine moderne Fortschreibung einer seit Jahrhunderten bestehenden Zugehörigkeit griechisch-byzantinischer Kultur zu Österreich ermöglichte. Es war die Leistung eines Staates, der sich nach dem Absturz in den Totalitarismus einer Neubesinnung auf dieses Land unterziehen musste und sich langsam ins Bewusstsein rief, dass im Blick auf die österreichischen Jahrhunderte Kultur ohne Migration nicht zu denken ist. Das Orthodoxengesetz 1967 war aber auch die Leistung eines Staates, der nach der Massenvertreibung und Massenvernichtung seiner jüdischen Bürgerinnen und Bürger im Dritten Reich schmerzhaft zu erkennen begann, dass sein intellektueller Reichtum wesentlich auch in der Vielfalt der mit ihm historisch verwachsenen Religionsgemeinschaften und Kirchen besteht bzw. bestanden hatte. Nicht zufällig baute das Orthodoxengesetz inhaltlich und formal auf dem Protestantengesetz, einer früheren Schöpfung Heinrich Drimmels, auf, mit der die wichtige kulturelle Zugehörigkeit zweier anderer christlicher Konfessionen zu diesem Land geregelt wird.

Dieses Sich-Erinnern Österreichs kann nicht oft genug betont werden, erscheinen doch die kulturellen und geschichtlichen Gedächtnisleistungen in unserem Land gerade heute wieder eingeschränkt - etwa wenn aus einem seltsam ideologisch wirkenden Laizismus heraus Kreuze - das zentrale christliche Symbol! - aus den theologischen Hörsälen der Wiener Universität verbannt werden (sie hingen übrigens seit 1383 dort); oder wenn katholische Kirchenzeitungen vom digitalen Presseiosk in den Railjets der Österreichischen Bundesbahnen kategorisch ausgeschlossen bleiben.

Solchen Entwicklungen haftet ein unangenehmer Geruch an, dem ich noch keinen Namen zu geben wage.

Es sind übrigens die selben ÖBB, die in den 90ern eine hochdotierte Werbekampagne veranstalteten mit dem letzten Staatschef der kommunistischen Sowjetunion, Mihail Gorbatschow, und deren Züge teilweise immer noch auf Schienen fahren, die ein orthodoxer Grieche im 19. Jahrhundert legen ließ, nämlich Freiherr Georg Simon Sina, Präsident der Staatseisenbahn-Gesellschaft und als solcher führend am Bau der Wien-Raaber-Eisenbahn beteiligt. Gorbatschow als hofierter Ehrengast in einem ÖBB-Zug ohne Kirchenzeitungen, auf Schienen, die von Byzanz nach Wien führen - das ist der komprimierte Schnappschuss einer nicht unerheblichen Geschichtsvergessenheit und einer kulturellen Legasthenie, die auch in Führungsetagen unseres Landes gelegentlich anzutreffen ist.

BOTSCHAFTEN AUS DER VERGANGENHEIT

Das wache österreichische Kulturbewusstsein, das hingegen aus dem Orthodoxengesetz von 1967 zu uns spricht, sollte weiter gepflegt werden. Dies auch, weil der nach innen gerichtete Erinnerungsauftrag Österreichs unweigerlich die künftige kulturelle Bedeutung unseres Landes nach außen bestimmen wird. Das lassen wir uns am besten von einem Briten erklären, dem profilierten Österreich-Kenner Gordon Brook-Shepherd - ein persönlicher Freund von Leopold Figl, Bruno Kreisky und Otto von Habsburg gleichermaßen, was heute noch für eindimensionale Gemüter eine Denkmöglichkeit darstellt. Brook-Shepherd war Bürger einer Nation, die ebenfalls die Diät vom Weltreich zum kleinen Land durchgemacht hat. Er schrieb 1996, dem Jahr, in dem Österreich der EU beitrug (und tragischerweise ziemlich genau 20 Jahre bevor sein eigenes Land wieder aus der EU austreten sollte) folgende Worte:

„Wenn die Österreicher in diesem Europa, dem sie sich angeschlossen haben, immer noch eine besondere Rolle spielen, dann liegt diese im ... Donaubecken.

Wenn sie immer noch eine Mission haben, dann ist es eine kulturelle, aber auch die, als Katalysator zu wirken, um die vielen Völker und Konfessionen dieser Region leichter aneinander zu binden ...

(Die Österreicher) sind ... wie ein Gebräu aus germanischen Teeblättern, auf die jahrhundertlang Wasser aus der Donau gegossen worden ist. Und da alle Flüsse Mitteleuropas in die Donau fließen, gibt es magyarische und slawische Strömungen, die unaufhörlich in diesen großen Strom und in das österreichische Bewusstsein einfließen. Es gibt keine reine Essenz, die man da herausdestillieren könnte. Die Mischung selbst ist die Essenz. Das ist vielleicht gar nicht einmal so schlecht für die heutigen Österreicher oder für das Europa, dem sie beigetreten sind.“ Zitat Ende.

STATIONEN IN DIE ZUKUNFT

Wie sehr die Orthodoxe Kirche selbst ihre Rolle und Mission in Österreich meistert, zeigen die letzten Jahre. Erleichtert wurde dies durch die Novellierung des Orthodoxengesetzes vom 29. Juli 2011. Damit wurde eine große Lücke geschlossen, die darin bestanden hatte, dass es im bestehenden System eines Nebeneinanders mehrerer orthodoxer Schwesterkirchen bislang keine Institution gab, die dem Staat Österreich gegenüber die gesamte Orthodoxe Kirche vertreten konnte. Seit der Novellierung besteht mit Wirksamkeit für den staatlichen Bereich unter Vorsitz des griechisch-orientalischen Metropoliten von Austria eine orthodoxe Bischofskonferenz. Damit wurde ein entscheidender Schritt getan in Richtung einer weiteren Konsolidierung des Orthodoxen Erbes in der Republik Österreich. Die einzelnen durch ein gemeinsames

Glaubensbekenntnis, durch ein in den Grundlagen einheitliches Kirchenrecht und durch die gegenseitige Anerkennung miteinander verbundenen orthodoxen Kirchen können heute mit einer gemeinsamen öffentlichen Stimme gegenüber dem Staat in Erscheinung treten und auftreten. Dies ist nur angemessen, sind doch die geistlichen, sozialen, karitativen und intellektuellen Beiträge, die die sieben orthodoxen Kirchen in Österreich und für Österreich erbringen, ein nicht wegzudenkender Reichtum unseres Landes.

Diese Gesetzesnovelle konnte eine glückliche Verbindung mit dem persönlichen Elan des am 3. November 2011 inthronisierten Metropoliten von Austria Arsenios Kardamakis eingehen. Als jungem Vorsitzenden der Orthodoxen Bischofskonferenz oblag ihm nicht nur die anspruchsvolle diplomatische Aufgabe, die neugegründete, aus sieben orthodoxen Geschwisterkirchen zusammengesetzte Konferenz zum einstimmigen Beschluss ihrer Statuten zu führen. Er verantwortet heute neben seiner Rolle als Bischof und Seelsorger auch den Aufbau von operativen Strukturen im Bereich Schule, Universität, Gesetzesbegutachtung und Öffentlichkeitsarbeit, die allesamt für eine starke Position der Orthodoxie in der Republik Österreich entscheidend sind. Die Zeit, ein zweites Doktorat zu machen, so wie Ihr Vorgänger Chrysostomos Tsiter es tat, werden Sie, Eminenz, wahrscheinlich so bald nicht haben. Umso mehr bemühen Sie sich um ökumenische Weichenstellungen von enormer Innovationskraft. Ich erlaube mir zum Abschluss, von zweien dieser ökumenischen Entwicklungen, die ich aus nächster Nähe erfahren durfte, kurz zu erzählen.

Die erste Entwicklung betrifft meine Heimatstadt Leoben: Dort hat 2014 der katholische Orden der Redemptoristen, dessen Präsenz in der Steiermark nach über 170 Jahren zu Ende ging, sein Kirchengebäude der Orthodoxen Metropolis von Austria übergeben. Damit sollten auch die vielen orthodoxen

Christen der Region, die keine eigene Kirche besitzen, in den Genuss eines Gotteshauses kommen. Doch nicht nur das: Die katholischen Christen, die früher an der Ordenskirche ihr Gemeindeleben gepflegt hatten, entfalteten in dieser neuen Situation eine unerwartete Dynamik. Es entwickelte sich ein ökumenisches Gemeinschaftsleben mit sozialen Kontakten, die weit über den liturgischen Raum hinausreichen. Heute werden in der Leobener St. Alfons-Kirche nicht nur orthodoxe und katholische Gottesdienste gefeiert. Die Menschen dort nehmen Anteil am Leben des jeweils anderen und sind an Gemeinschaft und an Freude reicher geworden.

Solche Entwicklungen sind nicht nur innerkirchliche oder zwischenkirchliche Angelegenheiten, sondern sie sind eine mutige christliche Gegenkultur gegen einen derzeit wiederkehrenden Trend der Zäune, der Trennung und der Ausgrenzung. Das ökumenische Miteinander, das in Leoben möglich wurde, ist eine zivilgesellschaftliche Botschaft orthodoxer und katholischer Christen an unser ganzes Land. Österreich nimmt in den verschiedensten Bereichen - etwa im Gesundheitswesen - die Dienste vieler Menschen aus Osteuropa in Anspruch, viele davon orthodoxen Glaubens. Doch wir Österreicher stellen uns nur in Ansätzen die Frage, wie es um die Qualität des sozialen, des familiären oder religiösen Lebens unserer dienstleistenden Nachbarn aussieht. Wir lassen es uns gefallen, dass Slava, Lenka oder Olga im Schichtbetrieb unsere Kranken und Alten pflegen, doch unsere Solidarität beschränkt sich auf die Gabe einer Aufwandsentschädigung unter Mindesttarif. Das Orthodoxengesetz, das für weit mehr als eine halbe Million Menschen in Österreich, aber auch für viele Arbeitsmigranten des 21. Jahrhunderts steht, hält auch vor diesem sozialen Hintergrund eine gesellschaftliche Denkaufgabe für uns bereit. Und übrigens auch die Ökumene in Österreich wird vor genau diesem Hintergrund immer wieder geprüft werden, wie weit sie den Weg vom Papier zur Praxis geschafft hat, den Weg vom Wort zur Tat.

Eine solche Ökumene der Tat veranschaulicht auch ein zweites Projekt, das ebenfalls auf der vom Orthodoxengesetz 1967 geschaffenen Rechtsgrundlage stattfinden kann: Der Bau des ersten Orthodoxen Klosters in Österreich durch die griechisch-orientalische Metropolis von Austria. Es ist dies nicht nur ein historisches Ereignis für die Orthodoxen in Österreich, sondern auch für die Ökumene in unserem Land (wenn wir von den frühen Alleingängen des Babenbergers Heinrich Jasomirgotts und seiner Theodora einmal absehen). Es beruht auf einer Grundstücksstiftung der katholischen Diözese Eisenstadt und ihres Bischofs Ägidius Zsifkovics, der als gebürtiger Burgenlandkroate, als Nachkomme von Migranten in 18. Generation, die slawische Kultur und Sprachvielfalt des Donauraumes im Kopf und im Herzen trägt. Wenn Metropolit Arsenios von Austria in diesem Jahr sein Kamilavkion gegen den gelben Helm des Bauherren eintauschen wird, dann findet er im Burgenland genau den richtigen kulturellen Mörtel, der Österreich mit den Griechen und den Orthodoxen seit den Tagen von Kyrill und Methodios verbindet.

Es ist ein Projekt, das in eine Zeit großer Umbrüche, regressiver psychologischer Tendenzen und neuer politischer Hegemonialansprüche in Europa und der Welt fällt. Es fällt aber auch in eine Zeit, in der die Oberhäupter von Orthodoxer Kirche und Katholischer Kirche, Seine Allheiligkeit der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel Bartholomaios I. und Papst Franziskus, ihren Willen zu einer baldigen Einheit der Christen bekunden. Nicht neue Mauern und Zäune wollen die Nachfolger der Apostel Petrus und Andreas der Welt im 21. Jahrhundert bereiten, sondern inhumane Trennlinien überwinden. Ihre Forderung nach Weltfrieden, atomarer Abrüstung, globaler Verteilungsgerechtigkeit und nach Schutz des Planeten Erde vor Ausbeutung sind Ausdruck dieser Haltung im Geist des Evangeliums.

Dass beide Kirchenoberhäupter Ihre Aufmerksamkeit auch auf das im kleinen St. Andrä am Zicksee, am ehemaligen Eisernen Vorhang geplante Kloster gerichtet haben, verdeutlicht, dass es sich hierbei nicht allein um einen Ort des Gebetes für die Orthodoxen Christen des pannonischen Raumes handelt, sondern um eine humanistische Drehscheibe zwischen Ost und West, um eine Brücke der Hoffnung zwischen orthodoxer und katholischer Kirche, und nicht zuletzt um ein kulturelles Symbol gegen Fanatismen aller Art. Es ist ein Kloster, das schon vor seiner eigentlichen Grundsteinlegung ein lebendiges soziales Bauwerk darstellt, gebildet aus den Bemühungen von Christen beider Konfessionen. Der Künstler Joseph Beuys' hätte es wohl als eine ständig weiterwachsende „Sozialplastik“ bezeichnet, in der der Weg des ökumenischen Miteinanders das eigentliche Ziel ist.

Es ist ein Projekt, an dem ein Theophil Hansen und die unvergessenen Mäzene des 19. Jahrhunderts sicher gerne mitgebaut hätten. Nun werden Mäzene und Visionäre des 21. Jahrhunderts daran bauen. Sie werden damit auch unter Beweis stellen, wie ein moderner Kulturbeitrag Österreichs abseits von Schisport und Walzerseligkeit in einem Vereinten Europa von morgen aussehen kann - ein Europa übrigens, das heute um sein eigenes Selbstverständnis ringt und das die innovative Kraft seiner Mitgliedstaaten und seiner christlichen Kirchen dringend benötigt.

Der Dank von Chrysostomos Tsiter für die „kulturhistorische Tat“ des Orthodoxengesetzes, den Sie auf Ihrem Programmheft abgedruckt finden, erklingt unter diesen Auspizien erstaunlich aktuell. Ich denke, wir alle dürfen diesen Dank am heutigen Tage bekräftigen.

DANKE für Ihre Aufmerksamkeit.